

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 11

Artikel: Die Nebenämter machen den Lehrer reich
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

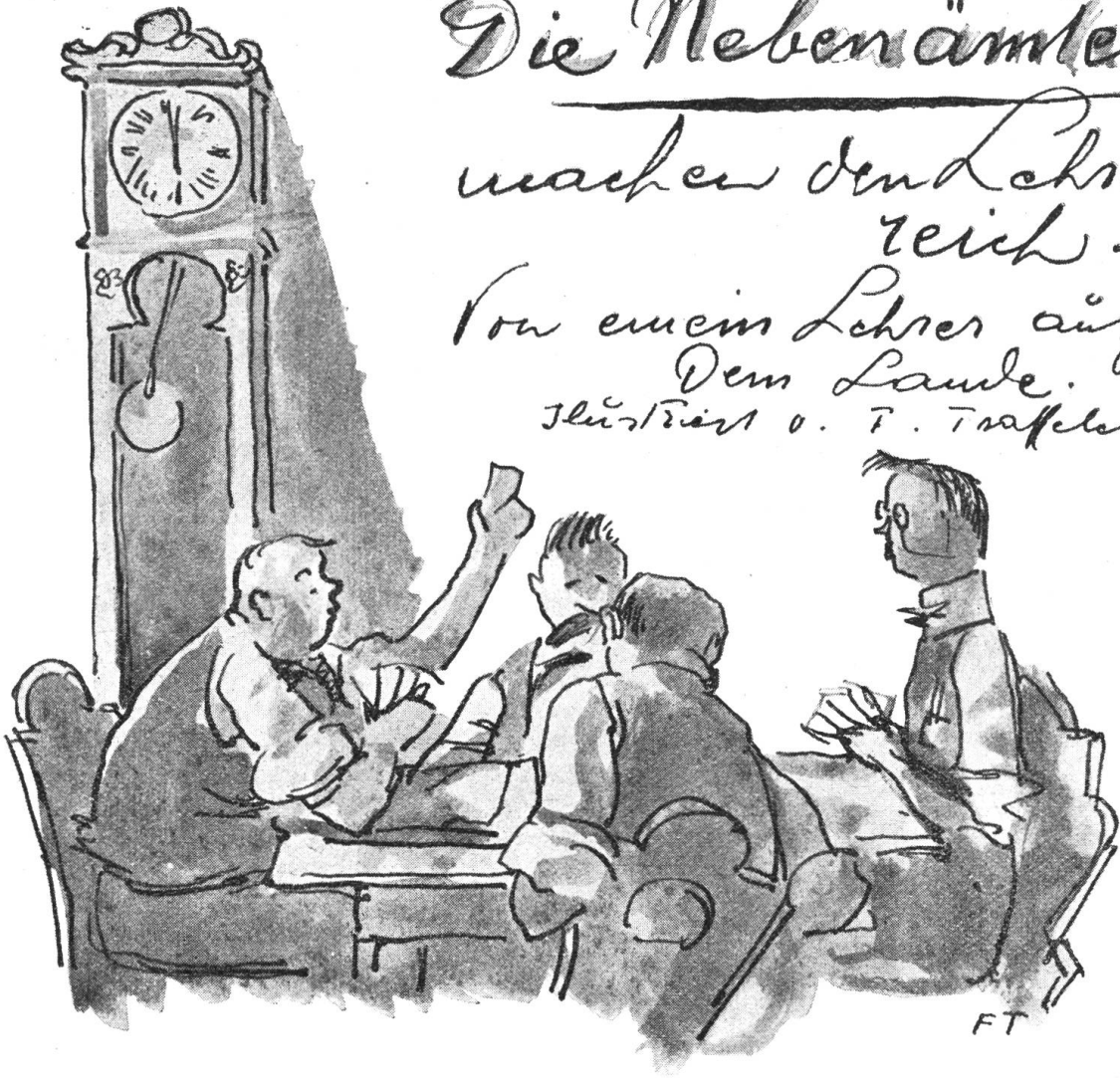
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Nebenämter

machen den Lehrer
reich.

Von einem Lehrer auf
Dem Lande.

Illustriert v. F. Taffelst.



Die ersten vier Jahre meiner Tätigkeit verbrachte ich an zwei kleinen Dorfschulen. Da hatte ich nichts zu tun, als was meines Amtes war. Im Feuer der jugendlichen Begeisterung, das wohl jeder Neupatentierte ins Amt bringt, las ich mich durch dicke Fachwerke hindurch, schrieb Präparationen über Präparationen und verlangte auch nichts weiter.

Dann, unerwartet hatte ich das Glück, in eine Gemeinde in der Nähe der Hauptstadt gewählt zu werden. Ungeahnte Möglichkeiten sah ich offen: Ein

ausgewähltes Schülermaterial, reichliche Weiterbildungsgelegenheit, grosszügige Verhältnisse im öffentlichen Leben. Am meisten aber versprach ich mir von den zu erwartenden Nebenämtern. Wie oft hatte ich doch gehört, der und der Lehrer sei durch seine Nebenbeschäftigungen zum reichen Manne geworden! Wäre ich skeptischer gewesen, so hätte mir auffallen müssen, dass die Kollegen selber nicht rühmten. Nur Aussenstehende verbreiteten sich gelegentlich darüber mit mehr oder weniger offensichtlichem Neide.

Eine meiner ersten Fragen an den Kol-

legen, an den ich mich anschloss, zielte nach dem Nebenverdienst.

« Da ist gegenwärtig eigentlich nichts los », erwiderte er. « Ich bin Organist und leite den Gemischten Chor und den Männerchor. Aber ich wäre dir dankbar, wenn du mir den Männerchor abnehmen wolltest. Zwei Vereine werden mir mit der Zeit zu viel.»

Ich bekam einen grossen Respekt vor dem uneigennütigen Kollegen, der mir offensichtlich einen Gefallen erweisen wollte.

« Das machen wir am besten so », fuhr er weiter. « Du trittst jetzt als Mitglied bei. Bei der nächsten Hauptversammlung werde ich zurücktreten und dich an meiner Stelle vorschlagen.»

Trumpfas und Stöck

Die Uebungen des Gemischten Chores am Dienstag währten jeweilen anderthalb Stunden. Das war noch zu ertragen. Anders beim Männerchor. Die Mitglieder zählten samt und sonders zu den Honoratioren des Ortes und seiner Umgebung : Grossbauern, Geschäftsinhaber, Metzger, Beamte. Es galt als selbstverständlich, dass man am Samstagabend um zehn Uhr die Uebung schloss und sich dann zum Jass in den « Löwen » begab. Für mich hiess es also die Geheimnisse der 36 Blätter ergründen. Mein Partner war bald der, bald jener; aber so ziemlich jeden brachte ich zur Verzweiflung. Nicht deshalb, weil mein Mann zahlen helfen musste; aber weil ich ihm die schönsten Böcke abstach oder das Nell zu dritt dem Gegner auf den Trumpfbauern warf. Beim Jassen macht sich der Schweizer aus dem Verlieren nichts. « Ich ziehe heute einfach keine Karten », meint er mit philo-

sophischer Gelassenheit. Dagegen gerät er ausser sich, wenn der Mitspieler ihm seine Pläne durchkreuzt.

« Wenn du Schaufel ziehst, so sind sie matsch », schreit er dich an. « Warum ziehst du Herz nach, wenn sie doch fünfzig vom König weisen und das As schon gekommen ist? Du hast doch noch eine kleine Schaufel und kannst mir's bringen. Dann habe ich nur noch Bock : Schaufel und Kreuz, und sie sind verkauft. Jetzt können sie Trumpf machen und kommen natürlich heraus.»

Nun, diese Kniffe alle lernen sich. Jetzt, nach sieben Jahren, glaube ich, es mit jedem durchschnittlichen Jasser aufnehmen zu können. Es wäre doch auch ganz aus der Weise, wenn ein Lehrer nicht einigermaßen gelehrig wäre.

Das am meisten Ungewohnte war übrigens nicht der Umgang mit den Karten, sondern der damit verbundene Trunk. Wenn ich oft schon eine gute Weile vor Wirtschaftsschluss erklärte : « Hör nur auf, schenk mir nicht mehr ein. Er dünkt mich nicht mehr gut ! » (Ich setze als bekannt voraus, dass der Lehrer auf dem Lande mit den Honoratioren natürlich Duzbruder sein muss), so hiess es :

« He, so nimm doch noch eins, das macht ja nichts. Morgen kannst du auschlafen. Und der Liter muss noch ausgetrunken werden.»

Und mit heimlicher Sehnsucht nach Ruhe und Schlaf hielt ich weiter aus und sang die Lieder zweiter und dritter Güte, die nach der elften Stunde angestimmt wurden, getreulich mit.

« Zillertal, du bischt mei Freud ! »

Dann : « Mei Mutter sabat's gern, i sollt a Geistler wer'n... »

Uooo schöne Zeit, uooo sel'ge
Zeit

Bei der Hauptversammlung im Dezember wickelte sich die Uebergabe des Dirigentenamtes programmgemäss ab; ich hatte also meine Probezeit bestanden.

Ich verfiel nun nicht in den Fehler, den man sonst unserm Stande vorwirft, es um alles in der Welt besser machen zu wollen.

Nur einmal, als der Verein beim Gottesdienst mitwirken wollte, sagte ich mir: Da muss etwas Rechtes geboten werden! In der nächsten Uebung nahm ich daher den Beethovenschen Chor « Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre » in Angriff.

Pause. Verlegenes Räuspern der Sänger. Beklommene Stimmung. Endlich ergreift der Beherzteste das Wort. Er darf es, weil er einerseits Mitglied der Schulkommission, anderseits Vater zweier meiner Schüler ist.

« Du, das ist zu schwer und dazu nicht schön. Das bringen wir doch nicht heraus. Könnte man nicht statt dessen das singen, wo es heisst: Teure Heimat, sei gegrüsst, in der Ferne sei gegrüsst? Das könnten wir nämlich schon. Der erste Bass hat so schöne Chehrli, und der Tenor geht so fein obendrein.»

« Ja ... wenn es so ist ... meinetwegen. Aber die Lieder von Beethoven gelten sonst für gute Musik. Mira ... wie ihr wollt! »

In jener Stunde habe ich allfällige ehrgeizige Pläne von der Hebung des Volksgesanges, speziell der Landmännerchöre, aufgegeben.

Ich übe ein, was man mir vorschlägt: Keine Klassiker; von neuern Grössen günstigstenfalls Attenhofer und Krenger;

im übrigen mit Vorliebe Sachen wie den « Chinesenmarsch »:

« *Kaifung, Tschingtu, Wutschang,
Tschangping,
Hankau, Bankok, Sikiang, Jang-
tsekiang ...* »

— und die ersten Bässe recken die Häse und rollen die Augen wie verliebte Kater, wenn sie im « Jägermarsch » ihr « Solo » hinausschmettern ins entzückte Gaststubenpublikum:

« *Wirt auch der Jäääger aaalt,
Sein Herz wirt niiemals kaalt,
Hat er kein Liiebchen meehr,
Wirt ihm das Herz nicht schwer ...* »

Um die künstlerische Ausbildung meiner Sänger brauche ich mich nicht gross zu kümmern!

« Jetzt singt da wieder einer: Wir sitzens so fröhlich beisammen und habens einander so lieb ... Lasst doch diese s weg, die gehören gar nicht dazu! Im Buch sind keine! — Ja, das geht an; aber der erste Bass singt wieder: Uooo schöne Zeit, uooo sel'ge Zeit! Werte Sänger, ich werde nicht gerne persönlich; aber am Ende muss ich denjenigen doch beim Namen nennen, der mir da immer dreinfuscht! — Halt, halt, so geht es doch nicht! Einige, die gut hinauf kommen, singen die Melodie; einige andere singen sie auch, aber drei Töne tiefer, das nennen sie Zweite; und der grosse Haufe singt sie gar acht Töne tiefer, das ist der Bass! So ein ganz klein wenig besser sollten wir's schon herauskriegen, wenn wir ein seriöser Gesangsverein sein wollen! »

Die Mitglieder schmunzeln gerührt und verständnisinnig, und nach einigen Anläufen und Rückfällen wird es wirklich besser.



„U o o o schöne Zeit, u o o o sel'ge Zeit“

Soll und Haben

Nach dem ersten Dirigentenjahr gab ich mir Rechenschaft: « Was schaut dabei heraus? »

Aktiva: Zum Ersten: Fünfzig Franken Besoldung. Zum Zweiten: Ich habe die Reise auf den Rigi kostenfrei mitmachen können und bei der Schlittenfahrt im Januar, wo es sogar für schweizerische Begriffe sehr, ich sage s-e-h-r feuchtfröhlich zugeht, ausser einer Kleinigkeit für Zigarren keinen Rappen gebraucht. Zum Dritten: Bei der definitiven Anstellung ist der Männerchor sozusagen in corpore an der Gemeindeversammlung erschienen und hat mir die Stimme gegeben.

Gegenposten: Rund fünfunddreissig Jassabende (die Ferien in den grossen Werchen abgezogen) zu rund drei Franken, die obligate warme Wurst um halb zwölf Uhr inbegriffen. Zum Zweiten: Verschiedene Kopfweherscheinungen am Sonntagmorgen, immerhin nur ausnahmsweise. Endlich und zum Dritten, Schwerwiegendsten: Das ewige Warten am Samstagabend, weil, wenn der Beginn auf achteinviertel angesetzt ist, der erste Sänger um halb neun erscheint und der letzte etwas vor zehn, allwann des Durstes wegen Schluss gemacht werden muss.

Fazit: Mit dem Verdienen ist es nichts, auch heute nicht, wo man mir die Besoldung entgegenkommenderweise auf hundert Franken erhöht hat.

Trotz diesem wenig ermunternden Stande der Dinge bin ich noch zweimal, ich hätte bald gesagt, hereingefallen, nämlich der « Harmonie », einem Arbeitermännerchor und vor einiger Zeit dem Jodlerklub.

Souffleur, Coiffeur, Regisseur

Im Winter wird es mir manchmal etwas zu bunt. Jeder der drei Vereine erachtet es als selbstverständlich, dass man im Winter Theater spielt.

Ich habe wenigstens erreicht, dass das nacheinander und nicht gleichzeitig geschieht. So verliere ich trotzdem einen bis zwei weitere Wochenabende für die Theaterübungen. Ich selber spiele nie mit, muss jedoch das Stück einstudieren. Nun sind ja unsere Dilettantenschauspieler im allgemeinen nicht gerade linkisch und bringen sowohl sehr komische wie auch sehr tragische Rollen gar nicht übel heraus. Durchschnittliche Rollen ohne besondere charakteristische Note sind schon schwieriger. Anfänger sind schüch-

tern und wollen nur « aufsagen », statt ihre Rolle wirklich « zu leben »; junge Mädchen lachen auch da, wo gar kein Anlass vorliegt; junge Burschen wissen mit ihren Armen und Beinen nichts anzufangen. In den Liebesszenen brauche ich allerdings selten Anleitung zu geben.

Eine Theaterübung, die von halb neun bis halb zwölf Uhr währt, gilt als kurz. Zwischenhinein schwingen Mimen und Tragödiinnen zu den aufpeitschenden Klängen einer Schwyzerorgel das Tanzbein.

« Nicht wahr, für einen langt es schon ? »
Wer wollte auch so gestrenge sein ?

Am Aufführungsabend sodann bin ich auch noch Coiffeur. Ich klebe Helden- und Strolchenbärte an, verwandle jugendlich braune Locken in ein Greisenhaupt und mache aus hübschen, jungen Mädchen alte Hexen.

Früher stellte ich mich gratis zur Verfügung, heute lasse ich mir für den Abend zwei bis drei Franken vergüten. Es ist auch so nicht viel.

H ö h e m a l B r e i t e

Vor weitem Vereinen hat mich mein Stern behütet. Ich biss nicht an, als mir der Turnverein frisch, fromm, fröhlich, frei die Stelle des Präsidenten anbot. Immerhin stellte ich mich den jungen Leuten als Theatercoiffeur und Klavierspieler für die Freiübungen an ihren Familienabenden zur Verfügung. In derlei Angelegenheiten heisst es eben : « Man muss sich winden ! » d. h. allen « Interessengruppen » soweit entgegenkommen, als es Musse und öffentliche Stellung gestatten. Die Fama sagt auch so nicht selten am Waschzuber oder am Biertisch : « Er ist partiisch ».

Dem Samariterverein konnte ich als Sanitätler unmöglich meine Dienste als Kursleiter verweigern, zog mich dann aber zurück, sobald Ersatz da war.

Die Schulkommission trug mir ihre Schreibearbeiten auf. Im ganzen ein etwas eintöniges Arbeitsfeld, immerhin deswegen nicht unangenehm, weil die Herren zu ihrem Amte die richtige Einstellung haben und nicht Besserwisser sind, wie man sie sonst häufig antrifft. Einem weniger glücklichen Kollegen ist nämlich folgendes passiert : Seine Wandtafeln sollten neu gestrichen werden, und der Herr Präsident erschien höchst eigenhändig im Schulzimmer und befahl dem Lehrer, die Tafeln zu vermessen. Als der junge Mann nun eine um die andere berechnete : Länge mal Breite, entriss ihm der Gewaltige brummend den Stift :

« Das macht man doch nicht so ! Das machen nur noch Schulbuben und rückständige Schulmeister so ! Man zählt doch die sämtlichen Längen einerseits und die sämtlichen Breiten anderseits zusammen und multipliziert ! »

Diese äusserst originelle Auffassung gehört seither zum ständigen Repertoire meiner Geometrieaufgaben — und meine Buben ergötzen sich jeweilen daran.

Also, das Sekretariat unserer Aufsichtsbehörde bringt im ganzen nicht viel Abwechslung; immerhin fehlt auch der Humor nicht. Es gelangt etwa ein Brief einer gekränkten Mutter zum Verlesen :

« ... Es sind denn noch andere Mädchen wo nicht schön schreiben, nicht nur unsere Klara. Wegen Lehrerpflicht oder Leistung bin ich soweit zufrieden, weder nur das sie gegen Schwächliche Kinder manchmal auch zu Streng sein können. Das man mir die Kinder wegnemen will

ist nur wegen geschwätz von Tumen Weibern. Wo nichts zu thun haben als auf der Strasse zu klabern...»

Beruf: Idiot

In den Jahren der Teuerung haben wir in unserm Gemeindeviertel die Kontrolle und Verteilung der Lebensmittelkarten geführt und uns dabei weidlich geärgert: Gelegentliche Nörgelei von oben, Misstrauen und Rempelen von unten! Die Arbeit war schrecklich mechanisch, und wir haben daher den Karten keine Träne nachgeweint.

Im Jahre 1918 war es ferner, als auf Gemeinderatsbeschluss die Kohlweisslinge durch die Schüler eingesammelt werden mussten. Wir hatten die toten Falter abzunehmen und zu vernichten und per Stück zwei Rappen auszuzahlen. Die Kinder zählten die Leichen in Reihen von je zehn auf die Schultische auf. Einzelne Flügel — auch das kam vor — wurden zu je vier als ein ganzes Tier gerechnet. Für diese Mühe erhielten wir überhaupt nichts, dagegen hatte ich das Vergnügen, dreissig bis fünfzig Franken jeweilen für einen oder zwei Monate aus meinem Sack vorzuschliessen.

Auch die Volkszählung von 1920 zählt nicht zu meinen angenehmen Erinnerungen. Das Publikum liess in der Ausfüllung der Zählkarten bedenklich zu wünschen übrig. Das hatte viele Gänge und Reklamationen zur Folge. Wenn nicht der unfreiwillige Humor vieler der « Gezählten » gewesen wäre... So befürchtete mancher ein neues Anwachsen der Steuern, wie etwa derjenige, der auf der Karte seines Pflégelings, eines Schwachsinnigen, unter « Beruf » einschrieb: *Idiot*.

Das sollte nämlich heissen: Verdient

nichts, kann also nicht zu Steuern herangezogen werden.

Auf der Karte eines zweijährigen Knaben stand unter « Hauptbeschäftigung oder Hauptberuf »: *Essen*.

Wir füllten stillschweigend zwei neue Formulare aus nach bestem Wissen und Können — und atmeten tief.

Wir haben auch schon bei öffentlichen Sammlungen: Flugspende, Pro Juventute, Rotes Kreuz, von Haus zu Haus Gaben gesammelt.

Auf allen derartigen Sammelgängen konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass man mir so begegne, als sammelte ich für mich selber. Obschon ich mir sagen musste, diese Einstellung sei lächerlich, kam ich mir geradezu als Bettler vor. Ich halte überhaupt dieses Sammeln durch die Lehrerschaft für eine Art Spiessrutenlaufen, besonders wenn ein Vater mit folgendem Apropos auf mich losfährt:

« Warum lassen Sie eigentlich unsere Frieda immer noch auf der dritten Bank sitzen? Sie hat doch gute Zeugnisse! Womit haben wir Ihnen eigentlich etwas in den Weg gelegt? Wenn es eine reiche Bauerntochter wäre... » (Ein sehr beliebtes Argument!)

« Ja, mein lieber Mann, ich kenne das Rangwesen nicht. Wir setzen nicht nach Leistungen. Bei mir ist jeder Platz gleichwertig. »

Ich fühlte seine verblüfften Blicke noch eine Zeitlang in meinem Rücken.

Der Weg zum Glück führt über die Sekundarschule

Es gibt Eltern, die in gewiss löblicher Absicht ihre Kinder möglichst aller Segnungen der Bildung teilhaftig werden las-

sen möchten. Dabei wäre freilich erst noch zu bedenken, ob dasjenige, was man so landläufig unter Bildung versteht, wirklich Segnungen in sich schliesst, ob sie nach dem bekannten Schlagwort frei macht; für mich steht fest, dass der Satz « Wissen ist Macht » recht einseitig ist.

Mich haben immer die zehnjährigen Kinder gedauert, denen man in anstrengender Schnellleiche die nötigen Kenntnisse für die Aufnahmeprüfung der Sekundarschule beibrachte, und die sich nachher vier, fünf Jahre mit vieler Mühe, schlechten Noten und beständigen Vorwürfen von Eltern und Lehrern hindurchquälen. Als Primarschüler hätten sie ihren Weg besser gemacht. Aber in unserer Demokratie wird bald für die unbedeutendsten Stellen der Stempel « Sekundarschule » verlangt . . .

Da erinnere ich mich an die Mutter, die mich nach dem Schulaustritt ihres sehr schwachbegabten, nahezu schwachsinnigen Knaben in beweglichen Worten bat, ich möchte ihn noch für ein weiteres Jahr behalten. Ich sah von vornherein das Aussichtslose ihres Wunsches und wies sie daher höflich, aber bestimmt ab. Sie beharrte hartnäckig und bot mir zuletzt, allerdings umsonst, Geld an.

Einige Tage später erzählte man mir, die Frau hätte sich im Spezereiladen, also an breiter Oeffentlichkeit, über mich beschwert :

« Ich habe ihm halt zu wenig offeriert. Hätte ich ihm mehr angeboten, so hätte er den Emil schon behalten. Da sieht man wieder diese Schulmeister, es ist ihnen nur ums Geld zu tun ! »

Musik für alle

Fast jeder Lehrer auf dem Land erteilt auch Privatunterricht in Instrumentalmusik. Will sich eine Familie zu den « bessern Leuten » zählen, so muss sie ein Klavier haben. Klavier ist städtisch, ist Kultur. Violine wäre noch vornehmer, wird jedoch nach einigen Versuchen meist weggelegt, weil sich der erwartete Erfolg nicht einstellt. Handorgel beispielsweise ist dagegen ordinär, kommt also für gesellschaftlich Höherstehende nicht in Frage.

So erscheint denn etwa eine Mutter :

« Wir haben ein älteres Klavier gekauft, und unsere Emma möchte spielen lernen. Könnten Sie ihr nicht Stunden geben ? »

« Ja, aber sie muss zu mir kommen. Sie kann ja gleichzeitig mit Frieda Ebersold kommen, es geht in einem zu. »

« Glauben Sie, dass sie es lernt ? » Sie blickt mich zweifelnd an, erwartet aber trotzdem, dass ich die Frage mit überzeugtem Brustton bejahe.

« Das kann ich erst sagen, wenn sie einige Male dagewesen ist. »

Die Honorarfrage ist bald erledigt. Ueber zwei Franken darf ich wohl nicht hinausgehen, obschon ich weiss, dass in der Stadt bedeutend mehr bezahlt wird. Weniger verlange ich auch nicht, da ich meine Mühe auch nicht zu niedrig einschätzen kann.

Ist das Kind musikalisch und macht es Fortschritte, so ist das an sich schon Lohn, der reichlich lohnt. Leider ist dieser Fall eher selten.

Ist die Stunde auf fünf Uhr angesetzt, so erscheint ein jüngeres Schwesterchen : « Könnte Emma nicht morgen kommen ? Sie hat noch nicht geübt. » Am folgenden Tag ist wieder das Schwesterchen

da : « Emma kann nicht kommen. Sie hat Kopfweh. »

Nun, das Aufsatz- oder Geographiekopfweh ist ja jedem bekannt. Emma kommt in der nächsten Woche. Sie steht unerwartet um halb fünf da, dreht verlegen die Achseln und lässt die Arme mit der Musikmappe schlaff herunterhängen. « Ich wäre jetzt da für die Klavierstunde. »

Wie ich es gefürchtet, so ist es auch. Emma kann ihre Aufgabe nicht. Für jeden Akkord setzt sie zwei-, dreimal an.

Nachdem wir uns beide ein halbes Jahr lang zusammen abgequält,

weg. Es sei ihr verleidet. Das Honorar, das sie jeweilen zu Beginn der Stunde entrichtet hat, muss ich, damit die Kirche mitten im Dorfe bleibt, im Laden ihres Vaters in Waren umsetzen, die ich in der Stadt besser und billiger bekäme.

Hie und da mutet man mir auch zu, Erwachsenen französischen Anfängerunterricht zu geben. So kam eines Abends ein ziemlich aufgetakeltes Fräulein, das in der Stadt als Ladentochter dient :

« Ich möchte fragen, ob Sie mir nicht Unterricht in französischer Konversation geben könnten. In unserm Geschäft ver-

kehren nämlich oft französisch sprechende Kundinnen. »

« Bedaure, meine Zeit ist vollbesetzt. »

Ich mag mich doch nicht mit einer Anfängerin in Konversation abschniden, wenn sie am Abend müde aus dem Geschäft kommt — und wenn ich Jungeselle bin.

Es ist nämlich — dies betrifft nicht eigentlich den erwähnten Fall — auch eine Art Nebenbeschäftigung, sich heiratslustiger junger Damen oder zum mindesten entsprechenden Dorfklatsches zu erwehren. Nirgends genießt im Grunde der Lehrerweniger Ansehen als in Bauernorten ; nirgends aber trachten die jungen Mädchen mehr danach, sich bei einem Lehrer ein behagliches Nestchen zu sichern . . .

Der neue Brockhaus

Zu Gotthelfs Zeiten soll der Lehrer hin und wieder gefragt worden sein : « Schulmeister, wie macht man den grossen G ? » Mit diesem Anliegen hat mich zwar noch niemand heimgesucht. Aber einmal musste ich doch einem ältern Eierträger, der eine Wohnung zu vermieten hatte, den Begriff der Prozentrechnung wieder auffrischen.



„Ich selber spiele nie mit, muss jedoch das Stück einstudieren.“

Oder ich werde gebeten, Steuererklärungen auszufüllen. Wenn ich nun herauskonstruiere, dass der Pflichtige nach dem Wortlaut der Vorschriften, streng genommen, dreissig Franken herauszubekommen hätte, so schmunzelt er dankbar. Für derartige Schreibereien verlange ich natürlich nichts.

Im Frühling, wenn die Konfirmanden sich im Welschland Stellen suchen, werde ich etwa angefragt, wo diese oder jene Ortschaft liege. Mit Hilfe einer guten Karte und des geographischen Lexikons der Schweiz kann ich immer Bescheid geben. Ein Lächeln kann ich freilich nicht unterdrücken, wenn eine Sekundarschülerin vergessen hat, wo Lausanne liegt, oder wenn ein Vater sich erkundigt: « Liegt Moudon nahe beim Neuenburgersee? »

Ein junger Bursche, in einer landwirtschaftlichen Schule ausgebildet, will eine Stelle in der Nähe von München antreten und möchte von mir erfahren, wie viele Schweizer Jucharten zweihundert bayrische Morgen ausmachen. Da bin ich herzlich froh über das Konversationslexikon, das ich sonst nicht als erstklassige Forschungsquelle betrachte.

Ich weide mich oft daran, wenn Besucher beim Anblick meines ziemlich angefüllten Büchergestelles in Erstaunen geraten.

« Gehören die alle dir? » fragte ein verhutztes Mütterchen.

« Gewiss! »

« Hast du denn schon alle gelesen? »

« Die meisten, ja, oder wenigstens zum Teil. Einige habe ich schon mehrmals gelesen. »

« Dann musst du aber einen Kopf haben wie ein Bauernhaus. »

Da ich Hutnummer 58 trage, war dieses Urteil, rein buchstäblich genommen, nicht sehr schmeichelhaft.

Nach einem schalkhaften Ausspruch des Lehrerdichters Gfeller muss der Dorfschulmeister alle Tugenden haben, die das Schullesebuch aufzählt und etwa noch sieben dazu. Ausserdem denkt sich ihn das Volk als wandelnden Brockhaus: Er muss über alles Bescheid wissen. Handle es sich um das Erdbeben in Japan oder um ein Bahnunglück in Wiesbaden, um den neuesten Glücksbringer Radio oder den Faschismus — nur den Lehrer fragen!

In einem meiner frühern Wirkungsorte lud mich der Nachbar, ein behäbiger Bauer, jede Woche zwei- oder dreimal zu sich ein. Auf der Bank vor dem Hause liess er sich den Atlas erklären:

« Wem gehört das gelbe Stück dort mitten in Afrika? »

Dann geriet er in die Zoologie: « Die Löwen, die dort noch ganz wild leben, sind allweg recht bös? »

Vom Kongostaat kam er auf die Familienverhältnisse der europäischen Potentaten. Stolz wies er oft darauf hin, dass er und der deutsche Kaiser denselben Geburtstag hätten.

Ich stand natürlich nicht an, gelegentlich meine Unwissenheit zu erklären. « Aber du hast doch ein Buch, worin von dem steht? » hiess es jeweilen, und dann schlugen wir gemeinsam nach.

Der Versicherungsagent

Vor der Türe steht ein Herr mit gelber Mappe und geschäftlich aussehenden Zügen, mit weichem Filz und distinguirter Krawatte. Wohl ein Reisender? Ich kenne nachgerade die üblichen Wendungen: « Wir liefern hauptsächlich in Ihre

Kreise, wir besuchen nur bessere Kundenschaften. Besonders die Herren Lehrer zählen zu unsern . . . »

Ich bin jedoch hartgesotten, und selten geht einer befriedigt fort.

Also auch diesmal ging ich, auf « Ab-lehnung » eingestellt, hinaus, den Kopf zurückgeworfen, die Türe in der Hand behaltend. Der Herr war aber kein Reisender.

« Es wird Ihnen bekannt sein, dass der verstorbene Herr Müller Vertreter unserer

Versicherungsgesellschaft war. Wir suchen nun einen Nachfolger. Frau Witwe Müller hat mir Sie empfohlen. Zahlreiche Herren Lehrer sind schon Vertreter. Herr Munter in Birlikon zum Beispiel, und andere. Die Firma schätzt die Lehrer als Vertreter ganz besonders. Wären Sie nicht geneigt? Für einen strebsamen, intelligenten und gewandten jungen Mann bieten sich geradezu verlockende . . . »

Ich überlegte: Einerseits liegt es mir nicht besonders, Prämien einzukassieren,



„Klavier ist städtisch, ist Kultur . . .“

weniger noch, neue Kunden zu werben. Andererseits bringt es einen Verdienst, einen reellen, greifbaren, nicht nur ideelle Werte wie die Gesangsvereine. Unehrenhaft ist es auch nicht, gerät also nicht in Widerspruch mit dem Nebenbeschäftigungsparagraphen des Schulgesetzes...

Die Folge war, dass ich den Herrn in mein Arbeitszimmer führte, und nach einer halben Stunde hatte ich den Agenturvertrag unterschrieben, der mich gegen eine angemessene Provision verpflichtete, die fälligen Prämien in der Wohnung des Versicherten einzukassieren und monatlich abzuliefern, ferner für die Gesellschaft « möglichst viele und gute Abschlüsse zu tätigen ».

Nicht, dass ich in dieser Hinsicht besonders lebhaft vorgehe. Das Werben am Wirtshaustisch, das einem gerissenen Agenten sonst viel einträgt, unterlasse ich. Ich lasse also die Agenturtafel an der Hausfront sprechen und warte, bis jemand kommt. Die Versicherungen sind in unserer Gegend ein abgegrastetes Feld, und die Konkurrenz ist gross. Trotzdem sind Neuabschlüsse nicht gerade selten.

So kommt letztthin ein älteres Fräulein und bittet mich, ihr Mobiliar zu versichern. Ein heftiges Gewitter am Vorabend hat sie offenbar ängstlich gemacht. Gut. Tag und Stunde werden vereinbart. Zur festgesetzten Zeit mache ich mich bereit, hinzugehen. Da klingelt's. Ein kleines Mädchen meldet, Fräulein Z. lasse bitten, am folgenden Tage zur gleichen Zeit zu kommen. Das kann ja nun passieren, und ich nehme es ihr auch nicht übel. Am folgenden Tage steht die kleine Botin indessen wieder vor der Türe: Ich möchte doch lieber eine Stunde später kommen. Schliesslich war der ganze

Vorgang der Aufnahme so kompliziert, dass er eine gute Stunde in Anspruch nahm. Die Versicherungssumme war eher bescheiden. Das Fräulein schwankte aber beständig, ob sie den Wert, der Prämie wegen, möglichst gering ansetzen wolle oder aber hoch, um bei einem möglichen Schadenfall gedeckt zu sein. Ich konnte nichts weiter tun, als geduldig zuzuwarten, bis alles beisammen war.

Ein unbemittelter Familienvater mit allen möglichen Gelegenheitsberufen lässt mich kommen. « Ich muss mein Mobiliar versichern, der Agent Beerli ist mir schon lange nachgelaufen; aber ich habe ihn abgewiesen, ich will mich bei keinem andern als beim Herrn Lehrer versichern lassen. »

Aha, denke ich. Er will mich verpflichten! Sein Mädchen ist nämlich eine entsetzlich schwache Schülerin.

Da mir das Ding peinlich ist, dringe ich auf raschen Abschluss, um mich wieder entfernen zu können.

« Aber jetzt trinken Sie doch noch ein Glas Wein! »

Das Getränk ist offensichtlich dritter Güte und die Sauberkeit keineswegs einladend. Um den Mann aber nicht zu beleidigen, wüрге ich den Wein hinunter und ziehe in ganz kleinen Zügen an der « deutschen » Zigarre, die er mir auch aufgenötigt hat. Er hat sie jedenfalls irgendwann irgendwo geschenkt bekommen und will mir mit dem Glimmstengel besondere Ehre erweisen.

Ein Bauernsohn hat sich ein Motorrad zugelegt und schliesst bei mir die obligatorische Versicherung ab. Einige Tage später stelle ich ihm durch das Töchterchen meines Kollegen die soeben erhalte-

nen Verträge samt der ersten Prämienquittung zu.

Der Vater des Töffbesizers, von der Neuanschaffung, die sich sein Spross geleistet, offenbar wenig erbaut, nimmt die Papiere in Empfang, liest sie umständlich durch, dreht sie um, faltet sie zusammen, liest sie nochmals durch — schliesslich brummt er, trotzdem er genau Bescheid weiss: « Wieviel macht es? »

Jetzt geht er ins Haus. Das Mädchen hört, wie es in der Hinterstube eine längere Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn gibt, alles um sieben Franken dreissig. Warum sucht er denn noch Zeit zu gewinnen, wo es doch zwecklos ist? Bis er das nötige Kleingeld zusammengesucht hat, dauert es einige weitere lange Minuten. Aber das Mädchen muss wenigstens nicht wegen Mangel an « Münz » unverrichteter Dinge heim, was

sonst mitunter vorkommt. Wie er endlich die Batzen verdrossen einzeln dem Mädchen vorzählt, fragt er noch: « Muss man da noch manches Jahr soviel zahlen? »

Inkasso

Auf den vorgedruckten Quittungen steht, das Geld sei am Verfalltag einzukassieren. Das unterlasse ich längst; denn einmal, ganz am Anfang meiner Agententätigkeit, präsentierte ich die Quittung am Verfalltag, und das wurde mir übel vermerkt. « Ihr Vorgänger war nicht so schützig », hiess es da, « der war zufrieden, wenn er am Ende des Monats das Geld bekam, um es abzuschicken. »

Zu meiner Kundschaft gehört auch der Besitzer einer abgelegenen Passantenwirtschaft. Da seine Prämie verhältnismässig hoch ist, bin ich verpflichtet, sozusagen das Einkassieren mit einem längern « Höck » zu verbinden. Kaum bin ich da, so wirft der Wirt schmunzelnd und trällernd ein halbes Dutzend ältere Gesangbücher auf den



„Jetzt habt ihr's gesehn, flüsterte unser Begleiter . . .“ und drückte sich in ein Gebüsch.

Tisch. Kurz nachher kommen fast miteinander einige Nachbarn in die Gaststube, Sängerfreunde des Wirtes, nicht nur wie gerufen, sondern wirklich herbestellt. Vorläufig wird aber ein währschafter Jass geklopft, der sich vom frühen Nachmittag bis in die Dämmerung hinein erstreckt. Erst wenn wir der Karten müde sind und der Wirt wiederholt ans Singen gemahnt hat, kommen wir seinem Wunsche nach. Er hat einen kräftigen und reinen Tenor und kennt eine ganze Menge Lieder auswendig. Das Ende der Geschichte ist eine späte Heimkehr eher nach als vor der Polizeistunde und eine draufgegangene Inkassoprovision.

Ein älterer pensionierter Herr, etwa eine halbe Stunde entfernt, ist gewöhnlich nicht zu Hause, wenn man erscheint; man muss den Gang doppelt und dreifach tun. Trifft man ihn endlich in seiner Klausur, so beschwert er sich:

« Könnte ich den Betrag nicht auf ein Postcheckkonto einzahlen? Das würde mir nämlich besser passen! »

Ein armer Schneider mit vielen Kindern erklärt mir rundweg:

« Ich habe jetzt keinen Rappen im Haus. »

Es machte bloss an die sieben Franken aus; aber ich glaubte ihm und beschloss, dem Mann Arbeit zu geben. Ich war einmal — ausnahmsweise — einem redege wandten Reisenden auf ein Stück Manchesterstuch — Rest — hereingefallen. Der Schneider beteuerte mir eidlich, er wolle mir daraus eine ganz erstklassige Sporthose bauen. Die Hose kam; mit ihr eine Rechnung von 18 Franken. Ich zahlte mit langem Gesicht, unter Abzug

der Prämie, versteht sich, und sagte mir ehrlich: « Wieder mal mit Schaden klug geworden! » Doppelter Schaden sogar; denn die Hose stellte sich beim Probieren als total verbaut und verpfuscht heraus. Seither schicke ich vom Verfalltag an täglich eines der Kinder meines Hausgenossen mit der Quittung zum Schneider, bis er berappt.

K a b a l e n o h n e L i e b e

Der Lehrer auf dem Lande gerät oft ohne sein Zutun, rein durch das bucklige, schieläugige Schicksal, in Stellungen zu seinen Mitbürgern hinein, die ihm äusserst peinlich sind. Auch wenn er die Augen offen behält, kann er plötzlich in der schönsten Tinte sitzen; er hat sich heimliche oder offene Feinde erworben, ohne dass er das Geringste dazu beigetragen hätte.

Spricht mich da eines Tages der Präsident der Ortssektion der Krankenkasse an: « Würden Sie nicht in die Krankenkasse eintreten? Ich weiss ja, dass Sie Ihre Lehrerversicherung haben und daher auf unsere Kasse nicht angewiesen wären. Aber wir haben immer Mühe, Leute für die Aemter des Sekretärs und des Kassiers zu erhalten. Die beiden jetzigen Inhaber wollen auf Ende des Geschäftsjahres zurücktreten, und wir haben keinen Ersatz. Wenn Sie eintreten, so erhalten Sie den Sekretärposten sofort und den andern nach einem Jahre. Es bringt Ihnen jährlich jedes immerhin vierzig bis fünfzig Franken ein. » Im fernern die üblichen Hinweise auf die in ähnlicher Stellung tätigen Kollegen usw. Ich unterzeichne schliesslich das Anmeldeformular und zahle dem Arzte fünf Franken für die vorgeschriebene Untersuchung.

Die jährliche Hauptversammlung geht vorüber, mein Mann gibt mir aber keine Kenntnis von der so sicher in Aussicht gestellten Wahl. Dagegen fällt mir auf, dass zwei Bürger, mit denen ich sonst gut stand, mich nicht mehr grüssen . . . Ich werde misstrauisch . . . Zufällig vernehme ich von dritter Seite, dass die Beiden, eben Sekretär und Kassier, gar keine Rücktrittsgedanken hegen. Weil aber der Präsident sich mit ihnen nicht gut verträgt, will er sie hinausekeln, und ich soll mich offenbar blindlings dazu hergeben!

Beim nächsten Auflagenbezug (Inkasso der Monatsgelder), der im Schulzimmer stattfindet, ruft man mich hinüber. « Da wäre Ihr Mitgliedbüchlein. Ihr Monatsbeitrag beträgt drei Franken. »

« Ich verzichte auf die Mitgliedschaft und also auch auf das Büchlein. Adieu! »

Eine Aussprache mit den beiden Mitgliedern brachte die Angelegenheit, soweit sie mich betraf, wieder in den Senkel. Der Herr Präsident dagegen, wie zu erwarten, kniff aus.

Man mutet uns aber noch anderes zu.

Atemlos kommt ein junger Bauer daher: « Sind beide Lehrer zu Hause? Ja? Dann seid doch so gut und kommt schnell mit mir an den Bach hinunter, ihr müsst dort etwas sehen! » Wir denken natürlich an das Naheliegendste, eine zoologische oder botanische Rarität, und gehen mit. Am Bach ist aber nur ein Mann zu sehen, der Kies in einen Karren schaufelt.

« Jetzt habt ihr's gesehen », flüstert un-

ser Begleiter und drückt sich hinter ein Gebüsch, indem er uns zu sich winkt, « der dort führt nämlich Kies aus meinem Bachstück, wozu er gar kein Recht hat. Ihr habt es also gesehen, und jetzt habe ich Zeugen, wenn er vor Gericht etwa ableugnen wollte. »

Ein andermal brachte uns ein Hausbesitzer einen unverschämten Brief eines seiner Mieter zum Lesen, auch mit der Begründung, er müsse Zeugen haben.

Zum Glücke kam es in keinem der beiden Fälle zum Auftreten vor den Schranken des Gerichts.

Wenn mir die vielerlei Beanspruchungen zu bunt werden, tröste ich mich mit dem Beispiel meines Studiengenossen Leuthold. Dem ist es noch schlimmer ergangen. Er ist heute Schiessoffizier, Ortssekretär der Mehrheitspartei, Amtsvor- mund (als solcher muss er die Verdingkinder einer ausgedehnten Gemeinde beaufsichtigen), Lebensmittelinspektor mit der Verpflichtung, Bierpressionen und Krämerwagen nachzuprüfen, und seine Ernennung zum Sektionschef ist nur eine Frage der Zeit.

Allerdings gäbe ich manches meiner Nebenämter billig und könnte die Zeit zu Arbeiten benützen, die mir persönlich förderlicher und angenehmer wären! Auch in den Ferien bin ich trotz meiner scheinbaren Freiheit als Junggeselle ans Dorf gebunden; aber ich finde mich mit gutem Humor drein; denn

« man richtet mir nicht anders an denn meinen Brüdern allen! »